

Charlotte G., aus Königsdorf/Ostpreußen

Meine Eltern Kurt und Gertrud G. besaßen in Königsdorf ¹ einen Bauernhof, 40 ha groß. Ich war Einzelkind und durfte eine schöne, unbeschwerte Kindheit erleben. Zehn Jahre war ich als der 1. Weltkrieg ausbrach. Vom Krieg selbst spürte man in Ostpreußen, zumindest wir Landmenschen wenig. Vater war 1890 geboren, war durch zweifache Verwundung im 1. Weltkrieg von der Wehrmacht ausgemustert. So konnte unser Hof uneingeschränkt weiter bewirtschaftet werden. Nichts Gutes ließ die Einquartierung im Frühsommer 1941 erahnen. Vaters Voraussage bestätigte sich leider im Juni 1941 mit dem deutschen Einmarsch in Russland.

Das Verhängnis für Ostpreußen – so empfinde ich es heute – brach eigentlich mit dem großen Bombardement der Stadt Königsberg über das Land herein. Mitten in der Nacht war alles hell erleuchtet – auch bei uns, 40 km vom Angriffsziel entfernt. In großen Verbänden flogen die angreifenden Flugzeuge über unser Gehöft hinweg. Im Schutze der hohen Bäume konnten wir im Dorf die Brände in Königsberg wahrnehmen. Sofort am nächsten Tag musste jeder Bauer so viele Wagen stellen, wie er einspannen konnte. Vater fuhr mit zwei Wagen. Am Abend brachte er ein altes Ehepaar K. sowie deren Tochter zu uns als Einquartierung. Die Tochter arbeitete in Königsberg bei der Bahn und lief nun jeden Morgen circa 6 km zum Bahnhof Groß Hoppenbruch, um zu ihrer Arbeit zu kommen. Mit dieser Familie lebten wir in sehr gutem Einvernehmen.

Da Königsdorf nur circa 0,5 km von der Reichsstraße 1 entfernt liegt und über die Weidegärten eine gute Einsicht zu Reichsstraße war, erkannte ich zwischen vielen Militärfahrzeugen auch zunehmend mehr Flüchtlingswagen. Sie wirkten zuerst noch ungewohnt. Im Spätsommer/Frühherbst waren es Flüchtlinge aus dem nordöstlichen ostpreußisch litauischen Memelgebiet.

Was ich aber schon längere Zeit vorher für mich als junges Mädel mit große Sorge wahrnahm – mit meinen Eltern darüber aber nicht sprach – war die Tatsache, dass ich in der Mittagspause, wenn ich hinter unserem großen Stall am Teich das Geflügel alleine versorgte – laufend ein fernes Grollen/Donnern vernahm. Zu dieser Zeit waren in Ostpreußen noch keine Kampfhandlungen. So war es auch oft nachts. Seit der Zeit – ich mache es heute noch – ziehe ich mir die Bettdecke bis über die Ohren.

Meine Eltern waren sehr konservativ. Mich erbosten ihre Gespräche oft. Sie sahen und schätzten die Lage schon richtig ein. Hatten sie den Russeneinfall ja schon 1914 erlebt. Aber lange hoffte auch Vater auf ein „Hindenburg Wunder“.

Als jüngerer Mensch aber – so war man von Schule, Medien, BDM eingestimmt – habe ich immer noch an einen Sieg der Wehrmacht geglaubt. Ich liebte unsere Soldaten – lasse es nicht gelten dass es „Mörder“ gewesen sein sollen. Stets waren sie anständig, wenn sie bei uns Quartier machten. Meine Mutter bewirtete nach ihren Möglichkeiten.

Im Oktober 1944 mussten unsere ausgebombten Königsberger wieder zurück in ihre notdürftig instandgesetzte Wohnung nach Königsberg. Zu uns kamen zwei Flüchtlingsfamilien aus dem Memelland. Eine Familie Klein und Merten. Sie kamen mit einem Zottelpferd und Panjewagen. Kann mich erinnern, dass sie unter anderem eine mit Fleisch gefüllte Holztonne mit dabei hatten, die fürchterlich stank. Sie hatten auch

¹ Königsdorf – nördlich von Heiligenbeil, heute gelegen in Rußland

eine andere Art zu wirtschaften. Aus Angst, dass unser Pferde von Krankheiten angesteckt würden, wurden diese Panjewagen in einem Nebenstall bei uns untergebracht.

Ein Bauer, Herr K. aus Seckenburg²/Elchniederung hatte zwar eine andere Unterkunft, aber keine günstige Unterbringung für seine drei hübschen Pferde. Mein Vater brachte die Tiere in unserem Kälberstall unter.

In dem von meinem verstorbenen Vater hinterlassenen Notizbuch finde ich unter dem 10.1.1945 folgende Abrechnung:

Klein 1,33 Zentner Heu = 5,33 Reichsmark
Mertens 1,33 Zentner Heu = 5,33 Reichsmark
Mertens 1,33 Zentner Häcksel = 5,33 Reichsmark
Klein 1,33 Zentner Häcksler = 5,33 Reichsmark
Kervel 4 Zentner Heu = 16 Reichsmark
Kervel 4 Zentner Häcksler = 16 Reichsmark

Ich muss annehmen, dass diese Flüchtlinge hernach weitergezogen sind. Nie wieder etwas gehört.

Unser Dorf war klein, bestehend aus sieben Bauen, drei Kättern, zwei Insthäusern, einem Wohnhaus mit vier Familien, die zur Miete wohnten und in der Mitte des Dorfes die Schule. Zur Gemeinde Königsdorf gehörten außerdem die beiden kleineren Güter Rauschnick und Dösenbruch. Außer einer Zusammenstellung für unsere Kreisgemeinschaft sind alleine aus dieser kleinen Gemeinde 60 namentlich bekannte Einwohner durch Krieg/Flucht/ Gefangenschaft ums Leben gekommen. Zum Dorf gehörte noch unsere Schmiede.

Die Schule wurde bereits im Sommer 1944 zum Hauptverbandsplatz eingerichtet. Und unsere große Wohnstube – ob in anderen Bauernhäusern auch, ist mir nicht bekannt – wurde Lazarettzimmer. Es war so angeordnet, dass die Soldaten den Vordereingang benutzen. Durch die Kleiderschränke (Rückwand zum Wohnzimmer) wurde ein schmaler Gang abgeteilt, damit die Eltern von der Küche in ihr kleines Schlafzimmer kamen. Ich habe im Sommer schon auf dem Boden geschlafen.

Für die in Königsdorf verstorbenen Soldaten war ein Friedhof im Weidegarten des Bauern Paul W. hinter einer großen Lebensbaumhecke angelegt. Bis Frühjahr 1945 stand dort noch das errichtete große Holzkreuz.

Was für die Gehöfte sehr gefährlich war, waren die an den Stallungen abgestellten vielen Militärfahrzeuge. Teils kamen sie zur Reparatur, teils wurden sie nur vorübergehend abgestellt. So wurden die Gehöfte bereits am Tage von Tieffliegern beschossen, jedoch ohne Schadensfälle.

Es kam der lange harte Winter 1944/1945. Der Flüchtlingstreck auf der Reichsstraße verstärkte sich zunehmend. Die Straße war verstopft. Flüchtlingswagen wurden in den Graben abgedrängt, herrenlose Tiere liefen nebenher. Bei diesem Anblick sagten meine Eltern immer wieder: „Nur wir nicht, lieber wollen wir zu Hause sterben“. Wenn auch beengt und in steter Sorge, ob die Front noch hält, waren wir immer noch zu Hause.

² Seckenburg liegt 19 Kilometer nordwestlich des Kreisortes Heinrichswalde und ist auf einer Nebenstraße, die bei Neukirch von der Hauptstraße abzweigt, über Doblilien erreichbar.

Unsere großen Fluchtwagen, schwere Ackerwagen – standen allerdings bereits seit Sommer 1944 unter hohen Bäumen. Was sollten wir damit bei der Kälte, dem Schnee. Weihnachten 1945 war noch friedlich, man hörte keinen Beschuss – friedliche Welt. Trotzdem haben wir unser Gehöft nicht verlassen.

Im Spätsommer 1944 wurde mein Vater mit anderen Königsdorfern Bauern – fast alle gleicher Jahrgang – kurzfristig zum Volkssturm eingezogen, blieb aber in der Nähe. Höre ihn noch sagen: „So halten wir keine Russen mehr auf“.

An meinem 16. Geburtstag, 27.1.1945 – ein schrecklich kalter Wintertag mit Schnee- und Eissturm – erhielt meine Mutter den ersten Räumungsbefehl. Vater war wieder beim Volkssturm – er war im Raum Pörschken/Brandenburg am Frischen Haff eingesetzt. Seit Ende des Polenfeldzuges hatte mein Vater einen Zivilpolen beschäftigt, mit dem wir gut auskamen. Dieser flehte meine Mutter am 27.1.1945 an: „Frau bleiben Sie hier, gehen Sie nicht auf die Flucht bei diesem Wetter“. Ich kniete in der Stube – das Lazarett war schon längst aufgegeben – und versuchte Bettsäcke zu stopfen. Militär/Polizei ließ sich nicht sehen.

Es war genug Militär auf dem Hof – überall. Meine Mutter hatte kaum noch Gewalt über ihren Herd. Die Soldaten kochten und buken überall – der Nachschub klappte wohl nicht mehr ausreichend. Etwa um den 10.2.1945 kam die Anweisung vom Hauptkommandanten, dass alle jungen Mädchen und junge Frauen den Ort sofort zu verlassen hätten.

Einmal wollte ich nicht von meinen Eltern weg, zum anderen hatten wir uns vorgenommen, wenn, dann gehen wir drei zusammen. Auch war es für mich zu schwer, einfach unsere Tiere zu verlassen. Ich liebte unsere Pferde. Zu den übrigen Dorfbewohnern bestand kaum noch Kontakt. Jeder Hof eine Festung. Jeder wollte bei den Seinen bleiben. So beschlossen meine Eltern, mich auf dem Boden zu verstecken. Die Soldaten aber waren in dem Glauben, ich sei abgereist. Hörte sie sagen: „Wo mag jetzt wohl das hübsche große Mädchen sein“? Zu Hause war ich bei der Kälte auf dem Dachboden und betrachtete das Treiben auf dem Hof durch die Bodenluken. Die Tiefflieger kamen jetzt immer öfter, schossen auf alles, was sich bewegte. Das Dach des Hauses war nur verschalt und mit Dachpfannen belegt. Eines Nachmittags wurde unser Haus beschossen. Dachpfannen gingen zu Bruch. Ich blieb unverletzt; obwohl ich die Munition hinterher zusammen suchen konnte. Abends holte mich Vater aus der Verbannung. Versuchte mit mir über den Hof zugehen – ringsum – kaum 20 km Entfernung eine Feuerfront. ein roter Wall und stets Detonation von Geschossen.

Am 8.3.1945 fuhr mein Vater meine Mutter und mich nach Heiligenbeil³ mit unserem Pferdefuhrwerk. Außer uns kamen Nachbarin H. mit zwei Kindern und Frau W. mit ihrer Tochter mit. Wir kamen morgens bei nebeligen Wetter noch recht zügig – ohne Beschuss – in unserer Kreisstadt Heiligenbeil an. Hier war alles vollgestopft. Eine Möbeltischlerei war als Lager eingerichtet. Hier sollten wir hinein. Wir zogen es vor bei unserem Fleischermeister K. privat einzuziehen, aus Angst nicht in einer so großen Menschenmasse umzukommen. Vater und die anderen Bauern mussten wieder nach Königsdorf zurück. Die sollten die vollen Scheunen noch leer dreschen, damit dem Feinde nichts in die Hände falle, so die Anweisung des Ortskommandanten.

Da wir in Heiligenbeil privat wohnten, kümmerte sich niemand um uns. Hauptmann Brossok, der im „Heiligenbeiler Kessel“ bis zuletzt gekämpft hat, schreibt in seinem

³ Die Stadt liegt im Westen der historischen Region Ostpreußen an der Mündung der Bahnau in die Jarft, etwa 50 Kilometer südwestlich von Königsberg und 13 Kilometer nordöstlich von Braunsberg.

Buch „Die Herzen gewogen“: „Nach den harten ununterbrochenen Kämpfen in den letzten Wochen brauchte auch der Russe eine Atempause. Er stellte seine Angriffe vorübergehend ein und trat erst am 13.3.1945 wieder zum Angriff an.“

Genau an diesem Tag kamen meine Mutter und ich zusammen mit vielen anderen Zivilisten, verwundeten Soldaten auf einen Anhänger und wurden am späten Nachmittag zu den kleinen Fischereihafen Rosenberg⁴ bei Heiligenbeil gefahren. Auch hier griff der Russe laufend im Tiefflug an. Hier lagen verschiedene kleine Boote. Wir bestiegen einen offenen Kohlenprahm (für flache Gewässer geeignet), viele verwundete Soldaten mühten sich aus eigener Kraft ins Boot zu kommen. Auf dem Wasser wurden wir laufend beschossen, erreichten aber dennoch im Schutze der Nacht Pillau. Es herrschte weder Panik noch Aggressivität. Jeder fror und dachte an sein Weiterkommen. Ein Weiterkommen im Pillauer Hafen war unmöglich. Hier wurde mir erst recht das Grauen des Krieges bewusst. Schiffe, die bereit lagen, durften wir nicht betreten, sie waren bestimmt für Frauen mit kleinen Kindern, Verwundete. Naheliegende Hotels, größere Gebäude waren überfüllt mit Flüchtlingen, viele Schiffe waren im Hafen bombardiert worden, die Heckspitzen ragten nur noch aus dem Wasser. Wir bekamen ein Zimmer in der Stadt angewiesen, auch unsere Nachbarin aus Königsdorf wohnte in dem Haus. Bald kam es ständig zu Fliegerangriffen. Bei einem Angriff schlug ein Geschoss (Bombe) in unser Haus. Wir waren nur bis in den Flur gekommen. Samt Schutt, Steinen fanden wir uns aneinander umklammert aber unverletzt – auf dem Fußboden wieder. Danach wurden wir nach Palmnicken weitergeleitet. In einem Dachstübchen lebten wir hier bis zum Einmarsch der Russen.

Dass die Russen kommen, hatte sich herumgesprochen. So saßen alle, die zum Haus gehörten, wohl aber auch Fremde schon seit frühem Vormittag im Keller. Hier standen mehrere große Holzkisten. In einer solchen Kiste saß ich mit unserer Nachbarstochter Elvira W.; obenauf unsere Mütter, die mit 50 Jahren recht alt, gebrechlich wirkten. Sie konnten uns für diesen Tag schützen. Soviel ich mitbekommen habe, sollen Frauen aus unserem Keller auf die Straße gelaufen sein und die einmarschierenden Russen „begrüßt“ haben. Es war eine Angst, unbeschreiblich. Die Russen stürmten in den Keller, schrien „Uhr, Uhr“ suchten auch nach anderen Gegenständen, zogen aber ab. Am nächsten Morgen „Befehl zum Aufbruch“. Bei Tau- und Matschwetter. Der Marsch ging Richtung Rauschen – unvermittelt waren wir ein unübersehbarer langer schleppender Zug. Uns entgegen kam laufend russisches Militär.

Der Krieg war noch nicht zu Ende. Hier gab es schreckliche Begegnungen. Frauen, Mädchen wurden laufend aus dem Trupp der Zivilisten herausgerissen. Männer wurden geschlagen, sie mussten ihr Schuhwerk/Stiefel hergeben. Wie sie weiter kamen, fragte keiner. Helfende Angehörige wurden brutal zur Seite gestoßen. Meine Mutter - eine gottesfürchtige bescheidene Bauersfrau nahm mich kurz vor Rauschen an die Hand. Wir sonderten uns aus dem Zug der Entrechteten aus. Sie sagte: „Komm wir gehen in die Ostsee“. Ich entgegnete: „Mutti, das können wir doch nicht“. Ich hatte Angst vor der grauen See. Sie antwortete: „Ja du hast recht, sollten wir überleben, Vater wird uns suchen – er würde uns nicht mehr finden, wenn wir ins Wasser gehen“. So gingen wir wieder zur Straße zurück, schlossen uns dem Zug an. In Palmnicken hatten uns die Russen nichts weggenommen, so besaßen wir noch unsere Rucksäcke mit Kleidung und etwas Nahrungsmittel. Ich hatte mein Konfirmationsgeschenk – eine komplette Bernsteingarnitur im Rucksack. Gegen Abend erreichten wir

⁴ Rosenberg lag nordwestlich von Heiligenbeil und war über die frühere „Rosenberger Chaussee“ von der Kreisstadt aus in vier Kilometern zu erreichen. Handelte es sich früher bei dem Ort am Frischen Haff um ein Fischerdorf, so war es ab 1880/82 der vorgelagerte Hafen von Heiligenbeil.

Rauschen. Über Nacht wurden wir in eine Villa gepfercht. Die Rucksäcke musste ein Jeder in einem Gartenpavillon abstellen. Morgens waren unsere Gepäckstücke sämtlich durchwühlt. Alles was wir liebten und brauchten war gestohlen. Unsere Reklamationen wurden barsch abgewiesen.

Der Marsch geht weiter, ohne Essen und Trinken. Das Schlimmste waren die uns entgegenkommen Russen. Die Überfälle, wahl- und ziellos. Nächstes Nachtlager auf offener Wiese, leicht hügelig, hier floss ein Bach durch. Der Boden war völlig aufgeweicht, es regnete. Meine Mutter hatte einen weiteren schwarzen Mantel, der mich schützte. Wir froren entsetzlich.

Das Fluchen der aufgebrauchten russischen Soldaten, gierig dreckig – wie wirkten dagegen selbst noch unsere gefangene Soldaten – hallte durch die Nacht ohne Unterlass. Eines Vormittags kamen wir schließlich in der Wrangel-Kaserne in Königsberg an. Immer hieß es, „wir können nach Hause“. Hier war ein Riesenlager. Rechts am Haupteingang – es war wohl das Hauptgebäude zu deutscher Zeit gewesen – war die Kommandantur. Aus dem Keller hörte man fast den ganzen Tag, besonders aber abends die Schreie der gepeinigten, eingesperrten, deutschen Männer – es ging durch Mark und Bein. Was hatten sie verbrochen? Waren es Ortsbauernführer, einfache Bauern, Gutsbesitzer, gehörten sie mal der Partei an, waren es wahllos Ausgesuchte – ich weiß es nicht. Meine Mutter und ich fanden in der Fahrzeughalle auf dem Betonboden einen kleinen Platz, der uns gerade zum Sitzen reichte. Als Unterlage dienten uns einige Pappfetzen. Unsere Woldecken hatte man uns gestohlen. Menschen dicht bei dicht. Die meisten litten unsäglich an Typhus, auch wir bald. Als Toilette diente der brüchige lange Graben mit dem „Donnerbalken“. Ich ekelte mich so sehr. Wenige Tage nach unserer Ankunft mussten wir antreten. Mütter und Kinder wurden voneinander getrennt. Meine Mutter wollte sich an mir festhalten. Mit dem Gewehrkolben wurden wir auseinandergeschlagen. Meine Mutter taumelte, wurde nochmals geschlagen, weinte, musste gehen – welch ein Anblick für ein Kind. Keiner hat uns je nach psychologischer Betreuung gefragt. Diese Erlebnisse wird eine Betroffene nie vergessen.

Nun waren wir Mädchen alleine als kleine Gruppe. Ein Soldat brachte uns täglich einmal in einen Weidegarten an eine Wasserpumpe außerhalb des Lagers. Er war friedlich und ließ uns auch kurze Zeit im Gras sitzen.

Es war inzwischen Anfang Mai 1945. Eines Tages wurde ich aus der Gruppe ausgelöst, wurde in einem völlig dunklen Keller eines kleinen Hauses gebracht. Hier saßen etwa 4-5 Personen. Keiner sprach mit dem anderen. Der Raum war völlig dunkel. Im Laufe des Tages wurde ich von Soldaten einem Offizier vorgeführt, der im oberen Stock vor einem großen Kartentisch saß. Deutsche Karten. Mir wurde gesagt, wenn ich nicht die Wahrheit sage, käme ich sofort nach Sibirien; welch ein Wort! Meine Angst, mein Entsetzen. Ich wurde ausgiebig befragt. Antwortete aus großer Angst wahrheitsgetreu. Wo Elternhaus, ob Eltern etwas vergraben hätten und so weiter. Ja, meine Eltern hatten schon 1944 im Herbst – als alle Leute mal vom Hof waren – an einer bestimmten Stelle im Weidengarten, eine ganze Reihe Milchkannen, gefüllt mit Räucherfleisch, Wurst, Speck aber auch mit ganz neuer Wäsche – selbst gewebt, selbst Leinen dafür angebaut, eine weitere Truhe mit Anzihsachen, Geschirr vergraben. Dies gab ich zur Kenntnis. Dabei dachte ich bei mir, die Eltern werden es dir verzeihen – nur nicht nach Sibirien. Man brachte mich ohne Kommentar wieder zurück in den Keller. Auch ich sprach nicht mehr. Am nächsten Morgen hörte ich, dass ein LKW vorfuhr. In den Raum kam der Offizier, holte mich heraus. Ich musste den

LKW, Ladefläche besteigen auf dem fünf Posten saßen. Der Offizier stieg zum Fahrer ein. Los ging die Fahrt. Wohin wurde mir nicht gesagt.

Als das Fahrzeug hielt waren wir in Königsdorf. Ich lief nach Hause. Die Häuser, die noch standen waren verbarrikadiert, Maschinengewehrläufer ragten aus den Fensternischen. Unser Haus stand. Alle Türen waren offen. Ich lief hinein, rief „Mutti, Mutti“. Keiner meldete sich, die Stallungen waren abgebrannt. Pferde lagen als Gerippe auf ihren Ständen. Die Soldaten hinter mir her. Sie wollten die Stelle wissen. Ich zeigte sie ihnen. Die Gruben und fanden alles wohlbehalten vor. Jeder machte sich das bekannte berüchtigte Russenbündel. Ein paar Stücke wurden mir auf meine Bitte übergeben – aber auch diese Dinge besaß ich nur kurze Zeit. Im Ort kein Lebewesen. Nur in unseren entfernteren Obstgarten stand ein Panjepferd, den Kopf an einem Baumstamm gestürzt und rührte sich nicht. Das Dorf menschenleer. So durfte ich wieder aufsteigen und es ging zurück nach Königsberg.

Nach dieser Fahrt ließ man mich laufen. Behausung fand ich in der Schleiermacherstraße – zusammen mit anderen Deutschen. Wir waren Freiwild. Bin aber arbeiten gegangen. Wir räumten Eisenteile aus großen Regal in Fabrikhallen aus. Unsere Nachbarstochter Elvira Wiedner traf ich und wir beschlossen – es war August 1945 geworden – nach Bladiu, unserem Kirchdorf auszureißen. Wir wollten zu unseren Müttern. Obwohl wir früher Königsberg nicht kennengelernt hatten, fanden wir die richtige Straße, schlichen in den Straßengraben lang, um nicht von der Milz und so weiter aufgegriffen zu werden. Gegen Mittag trafen wir in Bladiu ein. Unsere Mütter hatte man zu einem Erntekommando nach nach Braunsberg geschickt. Meine Mutter bewohnte gegenüber der Post ein kleines Zimmer. Das teilten mir die Kinder auf der Straße mit.

Als ich an das Haus kam, traf ich davor zwei kleinere Kinder, schmutzig, unterernährt. Als ich sie fragte, ob hier meine Mutter wohne, antworteten sie, „Ja, dann müssen Sie aber bei uns durchgehen“. Als ich an die Tür klopfte, antwortete eine leise Frauenstimme. Ich sprach die Person mit „Sie“ an, die Antwort, „das brauchst du nicht, wir sind doch zusammen zum Unterricht gegangen“. Ich musste erfahren, dass es sich um Gudrun U. handelte. Gutsbesizertochter aus Klein Rödersdorf. Sie litt an Typhus. Ihre beiden kleinen Geschwister waren vor dem Haus. Da sie alle nicht arbeiten konnten, bekamen sie auch kein Essen. Durften sich nur anstellen und hoffen, dass sie etwas Restsuppe bekamen.

Meine Mutter hatte ihr Zimmer sehr ordentlich. Hatte versucht, für mich etwas an Kleidung zusammenzutragen. Ich melde mich bei der Kolchose, Bladiu an. Ging da der Arbeit nach. Wir wurden eingeteilt. Bürgermeister war der Deutsche O. – ein Schweinehund – wie auch in anderen Berichten geschildert wird.

Eines Morgens wurden zehn Frauen zur Feldarbeiten gesucht, unter anderem meldete auch ich mich. Wir bestiegen in einen Pferdewagen und fuhren mit einem russischen Soldaten davon – wohin wussten wir nicht. Unser Ziel war das kleine Gut Gedilgen – das dem Vetter meines Vaters gehörte und Ursprung aller G.'s ist. Hier hatten Russen von der Heiligenbeiler Kaserne Getreide angebaut, das wir ernten sollten. Wir wohnten in dem Diensthaus. Die Verpflegung war besser als auf der Kolchose, Bladiu. Man tat uns nichts. Doch als die zehn Tage vergangen waren, entließ man uns nicht. Einige Tage mussten wir in der Heiligenbeiler Kaserne noch sauber machen, bis wir bei Nacht und Nebel – trotz aller Gefahren – ausgerissen sind und am nächsten Morgen in Bladiu ankamen. Jetzt fand ich schwerkrank meine Mutter wieder. Sie litt unter Typhus. Ihr langes schwarzes Haar war ihr völlig ausgegangen. Der ganze Körper voller Wasser, die Füße angeschwollen. Sie konnte nichts

mehr. Kurz darauf kam der Befehl, dass alle deutschen Bladiau zu verlassen hätten und wir in das Dorf Lank umziehen müssten. 3 km von Bladiau. Es gab kein Fahrzeug. Jeder konnte nur das mitnehmen, was er tragen konnte. Meine Mutter trug nichts mehr. In Lank bezogen wir eine Dachwohnung. Zwei kleine Räume mit einem kleinen Herd, der nur räucherte. Keine Feuerung, kein Schuhwerk. Es war Winter, ständig mussten wir im Wald arbeiten. Nasses Holz schleppten wir zum Quartier, nur es brannte nicht. Als Suppe bekamen wir, die wir arbeiteten, solche die mit Fleisch von räudigen Pferden zubereitet war. Dünne Wassersuppe. Meine Mutter bekam nichts, sie arbeitet ja nicht.

Befallen waren wir seit längerer Zeit mit Ungeziefer Kopf- und Kleiderläusen. Mich plagte die Krätze in den Kniekehlen, Arm- und Ellbögen. Unbeschreiblich. Es gab keine Medikamente, keinen Arzt, keine Seelsorge, keine Informationsstelle.

Im Herbst 1945 haben wir immer noch Bombenlöcher zwischen Bladiau und Lank zuwerfen müssen. Auch wurden noch gefallene Soldaten gefunden, die wir ebenfalls unter die Erde bringen mussten. Ganz schlimm war es meines Wissens rechts der Straße Bladiau/Lank. Hier war Trichter an Trichter.

Als ich Ende November 1945 mittags von der Waldarbeit zu meiner Mutter in unsere Behausung kam, bat sie mich inständig zum Ehepaar R., das zwei Häuser weiter wohnte, zu gehen und sie zu fragen, ob sie mich aufnehmen, wenn sie, meine Mutter, nicht mehr lebt. Das Ehepaar R. waren die Eltern meiner Mitschülerin. Wo die Tochter ist, wussten die Eltern auch nicht. Herr R. war Schmied auf Gut Schreinen bei Bladiau gewesen. Jetzt bei den Russen „Spezialist“. Seine Frau – eine Wolynien-deutsche – hat mich später schwer enttäuscht. So hätte meine Mutter nie gehandelt. Zur deutschen Zeit eine rechtschaffene Frau, wie ich immer meinte.

Ich weigerte mich, fragen zu gehen. Sagte: „Mutti was sollen die Leute von uns denken“. Aber meine Mutter bestand darauf. Sie ahnte ihr Ende. Das Ehepaar sagte zu. Meine Mutter und ich schliefen auf einer Matratze, unten die wir Ziegelsteine gelegt hatten. Oft froren wir des Nachts. Meine Mutter, über 1,80 groß, war so schwach, so kraftlos, so voller Wasser. In der Nacht zum 8.12.1945 atmete sie einige Male auf, ihr Körper bewegte sich nur wenig und so endete ihr Leben auf unserem gemeinsamen Nachtlager. Von nun an war ich ganz alleine. Ich konnte nicht einmal in dem Moment weinen, wartete bis der Morgen grau und trostlos anbrach.

Ich melde Muttis Ableben beim Bürgermeister an. Bekam den Tag frei, dazu ein Brett auf das ich meine Mutter – in eine Decke gewickelt – schnürte. Ein Arbeiter hatte in Lank auf der Beerdigungsstelle eine Kule geschaufelt, da hinein senkten wir meine Mutter. Die gefrorenen Erdklumpen polterten auf ihren Leib. Die Ortslage dieser Beerdigungsstelle ist mir bekannt. Die Russen wissen darum auch.

Mit meinen wenigen Habseligkeiten siedelte ich nun zwei Häuser weiter zu der genannten Familie. Hier musste ich erfahren, wie es ist, wenn Menschen ihr Brot nicht teilen, ja verstecken vor jemandem der Hunger hat. Durch die besondere Stellung, bekamen sie auch andere und mehr Lebensmittel als nur die Pferdesuppe. So kannte ich es von zu Hause nun gar nicht. Sicherlich störte sie auch meine Krätze, die so schmerzhaft, so unangenehm war. Dieser viele Schorf, der immer wieder in kleinen Stückchen von mir abfällt. Glaubte überall kleine Lebewesen an meinem Körper zu spüren. Dazu die Läuse, die man trotz Petroleum nicht loswurde. Ich gestehe, wenn man so geschwächt, so nahe am Hungertot ist, hat man nicht mehr die Kraft, der Hygiene mehr Zeit zu widmen. Es gab keine Seife, kein Waschpulver. Dazu kam

eine neue, mir völlig unbekannte Pein über mich herein. Trotz heißer Sommerwitterung fing ich vormittags – fast immer um die gleiche Zeit zwischen 10.00 Uhr und 11:00 Uhr an zu frieren. Ich bekam dann Schüttelfrost.

Ich war seit einiger Zeit beauftragt, weil ich die Feldarbeiten nicht mehr schaffte, im Gemüsegarten des so ungeliebten Herrn O. – die Frühbeete zu jäten. Obwohl ich direkt in der Sonne kniete, bekam ich Schüttelfrost. In meiner Hilflosigkeit bat ich die Schwiegermutter des Bürgermeisters, mir kochendes Wasser zu geben. Ich habe davon einige Töpfe, so heiß das Wasser auch war, ausgetrunken. Mein Zustand begann sich danach langsam zu bessern. Und immer wieder sagte ich mir: du willst überleben, hier nicht verrecken. Nur wie, wusste ich nicht.

Viele die mit mir zusammen im Lager Lank waren, sagten mir heute, das musst du doch auch wissen, du warst doch auch da. Doch ich war so teilnahmslos, hilflos, schwach, dass ich vieles zu der Zeit nicht mehr wahrgenommen habe. Von jemand hörte ich im Sommer/Frühherbst 1946, dass es in Rippen besser sein soll. So nahm ich mein Bündel, wanderte mit noch einem Mädels den Weg nach Rippen 6-8 km. Wer fragte nach uns. Rippen – bis Anfang 1930 Gut, später war das Gutshaus zu deutscher Zeit Schulungsheim – ein wunderschönes Gebäude umgeben von einem großen Park in einer kleinen Weise in keiner Weise durch Kriegseinwirkung beschädigt.

Hier war sozusagen die Hauptkommandantur. In dem Gutshaus hatten auch wir Mädchen – wir waren eine Gruppe von 5-6 Mädels – ein großes Zimmer, blieben von allen Widerwärtigkeiten verschont. Russische Soldaten traten uns gegenüber ordentlich auf, ja sie besuchten uns und wir aßen unsere extra gekochten Pellkartoffeln am Abend.

Da Elektrizität im Land nicht vorhanden war, wurde für die Offiziere Strom per Lokomotive erzeugt. Um die zu beheizen, brauchte man Holz. Das zu besorgen, egal woher – war unsere Aufgabe. Holz besorgen, Ein-Meter-Enden per Hand sägen, spalten, so dass genügend Vorrat – nicht nur für den Abend sondern oft auch für die ganze Nacht vorhanden sein musste. Nasses Holz – eine Katastrophe – brachte für uns großen Ärger. Es kam kein helles Licht zustande. Für unsere Holzbeschaffung bekamen wir bald zwei Pferde und einen Langholzwagen. So fuhren wir Mädchen alleine auf verlassene Gehöfte, stiegen in das Gebälk von Schulen und sägten tragende Balken heraus. Völlig außer Acht lassend, was mit uns hätte alles passieren können. Keiner hätte uns gefunden, so hatten wir uns eingespielt. Hier bekamen von Soldatenessen. Der Russe, der das Magazin verwaltete, bat uns eines Tages, beim Säubern zu helfen. Nichts taten wir lieber als das. Es waren so viele Ratten in dem Magazin, dass bald jedes zweite Brot aufgefressen war. Diese Brote trugen wir in unserem Abfalleimer hinaus – kippten sie etwas gesondert aus, schlichen uns abends an die Stelle und holten uns die abgelegten Brotabfälle.

Im Frühjahr 1947 war es hier mit der Arbeit zu Ende. Der Ort Rippen, die frühe Munitionsfabrik Ludwigsburg und das kleine Fischereidorf Patersort waren quasi zusammen ein Militärobjekt.

In Patersort war eine kleine Landwirtschaft. Hierhin wurde ich gebracht. In der Jugendherberge hatte ich einen Raum. Nebenan wohnten die Leute aus Königsberg, unser Brigadier, ein Deutscher, Name unbekannt, der vom KZ Stutthof bei Danzig hierher verschlagen war. In seinem Verhalten hatte er viel Ähnlichkeit mit dem Bürgermeister von Lank. Ein zynischer, widerlicher, feister Mensch. Ein Bauernmädchen aus Patersort war mit ihm liiert. Folglich ging es ihr, ihren Geschwistern gut. Die Russen waren hier recht ordentlich, wir sahen auch wenige. Wir hatten es nur mit dem

Brigadier zu tun. Da seine Vertraute stets unter uns war, wagte keiner etwas gegen ihn zu sagen. Wir waren uns auch untereinander fremd. Wir waren eine Gruppe von etwa 15 Frauen, 4-5 heranwachsenden Burschen. Eines Vormittags – wir pflückten grüne Tomaten, hatten zwei dieser Jungen gesehen, dass ich in meine Sammelschürze, die ein jeder unter seinem Kleid trug – einige Tomaten gesteckt hatte. Sie hatten mich sofort beim Brigadier verraten. Mittags mussten sich alle Arbeiter auf dem Hof im Kreis aufstellen. Ich kam an eine lange Leine, musste viele Male im Kreise umherlaufen, unter ständigen Peitschenhieben. Ich konnte nicht mehr, blieb liegen, schlich dann in mein Quartier. Keine wagte, mir zu helfen. Ab diesem Zeitpunkt wurde ich dafür ausersehen, nachts die Pferde dieser Russeneinheit in den Hofwiesen zu hüten. Wie oft zogen auch da unsere Partisanen durch. Es fehlte allerdings zu meinem Glück nie ein Tier – das wäre wohl dann das Ende gewesen. Hier und heute gestehe ich: zu keiner Zeit ist mir meine Heimat so nah, so vertraut gewesen als in diesen Pferdenächten alleine unter dem freiem Himmel in den Sternennächten liegend und um den Schutz des Höchsten bittend.

Im Winter nahm mich eine Bekannte, die bei Offiziersfrauen in Ludwigsort arbeitete mit. Sie vermittelte mich bei einer Hauptmannsfrau mit vier Kindern. Es war eine gute Frau, die aus bürgerlichem Hause stammte. Sie hatte nicht viel. Gab mir aber das was sie erübrigen konnte, zu essen. Täglich hatte ich nun meinen Suppenrest, Tee und etwas Brot, zusätzlich versuchte ich mir mit Malerarbeiten – eine lange lustige Geschichte – ein paar Rubel zu verdienen. Ich brauchte das Geld um meine Passbilder für die Ausreisepapiere zu bezahlen. Unser Transport hatte die Nummer 2146 aus dem Bezirk Kaliningrad. Registrierkarte 27/22/51 – so die Quarantänebescheinigung des Lagers Suhl in Thüringen vom 25.9.1948. Bis Weihnachten 1948 war ich tätig bei Bauer L., Unterwirrbach/Thüringen.